

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 59 (1988)
Heft: 1

Artikel: "Das Heim als Lebensgemeinschaft. Nähe und Distanz" :
Lebensgemeinschaft - ein (fast) vergessener Gedanke im Heim
Autor: Bärtschi, Christian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-810646>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lebensgemeinschaft – ein (fast) vergessener Gedanke im Heim

Von Christian Bärtschi, «Weissenheim», Bern

Die letztjährige VSA-Jahresversammlung, die am 13./14. Mai 1987 im zürcheroberrländischen Wald durchgeführt wurde, war dem Thema «Das Heim als Lebensgemeinschaft. Nähe und Distanz» gewidmet. Christian Bärtschi, seit 1970 Vorsteher des heilpädagogischen Schulheims «Weissenheim» in Bern und bis Ende 1987 Präsident der Kommission Heimerziehung des VSA, hielt an dieser Jahresversammlung ein vielbeachtetes und im VSA seither immer wieder zitiertes Einführungsreferat, das den Titel trug: «Lebensgemeinschaft – ein (fast) vergessener Gedanke im Heim». Es wird hier im Wortlaut wiedergegeben, die Zwischentitel sind von der Redaktion gesetzt. Die diesjährige VSA-Jahresversammlung – es wird die 144ste sein – findet am 18./19. Mai 1988 in Herisau statt und trägt den verheissungsvollen Titel: «Das Heim als kulturelle Geburtsstätte der Zukunft».

ten, in denen man sich in die Hände arbeitet, sind viel, unendlich viel. Und sie stellen beileibe keine Selbstverständlichkeit dar. Aber reicht eine gut funktionierende Arbeitsgemeinschaft – wie sie übrigens in jedem Büro, in jedem Fabrikbetrieb angestrebt und zum Teil verwirklicht wird – aus, der fast unmöglichen Aufgabe der Heimerziehung gerecht zu werden? Ich fürchte (hoffe) nein; ich meine, es müsste noch etwas dazu kommen, das über die perfekte Erledigung der Arbeit hinausgeht.

Ich habe von «Verlegenheit» gesprochen... Unser Thema entspringt wohl der heutigen Verlegenheit dem Heimgedanken als solchem gegenüber. Natürlich, wir haben noch Heime, es braucht weiterhin Heime (so sagen es uns auch die Fachleute), es geht nicht ohne Heime ab, auch in der Zukunft nicht. Aber: Haben wir noch wirkliche *Heime*? Haben wir nicht einfach noch mehr oder weniger kinder- und jugendfreundliche Organisationen (ähnliches liesse sich wohl auch von den Altersinstitutionen sagen), die fast nur noch aus Tradition und Pietät den Namen «Heim» tragen? Sind wir nicht alle schon bei der Nennung des Begriffs «Heim» leicht verlegen geworden? Ich weiss, dass wir fast alle noch wirkliche Heime führen möchten. Aber können wir das noch? Hindern uns nicht schon die äusseren Umstände daran? Bei diesem fliegenden Wechsel der Mitarbeiter, bei all den Forderungen nach Arbeitszeitverkürzung, nach mehr Freizeit, mehr Ferien? Wie sagt der Altmeister der Heimerziehung, *Andreas Mehringer*: «Ob sie – die gute Heimerziehung – aber in

Bereits die Tatsache, dass ich hier zu diesem Thema zu Ihnen sprechen soll, ist eigentlich aufschlussreich und kann zunächst eine gewisse Verlegenheit hervorrufen. Stellt nicht das Heim, gewissermassen definitionsgemäss, eine Lebensgemeinschaft dar? Was hätten unsere Väter, die Pioniere der Heimerziehung, wohl dazu gesagt, wenn sie geahnt hätten, dass 1987, im Nach-Tschernobyl-Jahr, der Eröffnungsvortrag der VSA-Jahresversammlung unter dem Thema «Lebensgemeinschaft – ein (fast) vergessener Gedanke im Heim» stehen würde? Dass also der Gedanke der «Lebensgemeinschaft» im Heimzusammenhang fast in Vergessenheit zu geraten droht?

Wahr ist, dass das Thema «Das Heim als Lebensgemeinschaft» uns in der *Kommission für Heimerziehung* des VSA seit geraumer Zeit beschäftigt hat und wohl auch noch weiter beschäftigen wird; wahr ist, dass die Kommissionsmitglieder in zahlreichen Sitzungen um das Thema gerungen haben. Und wahr ist schliesslich auch, dass damals, vor 2–3 Jahren, als das Stichwort «Lebensgemeinschaft» erstmals (wieder) fiel, dies so etwas wie ein Reizwort darstellte, auf etliche von den Kommissionsmitgliedern wie ein rotes Tuch wirkte. Als Präsident der besagten Kommission möchte ich eingangs den Kommissionsmitgliedern danken, dass wir zusammen einen Weg zurücklegen durften – den Weg auf der Suche nach dem «(fast) vergessenen Gedanken der Lebensgemeinschaft im Heim».

Lebensgemeinschaft oder Arbeitsgemeinschaft?

Die angedeutete Skepsis drückte sich damals etwa folgendermassen aus: höchstens und im besten Fall seien heute noch Arbeitsgemeinschaften möglich; mehr zu verlangen, hiesse doch das Rad der Geschichte zurückdrehen... Natürlich: bereits funktionierende Arbeitsgemeinschaften, Gemeinshaf-



Christian Bärtschi: «Es braucht Mut in der heutigen Zeit zur Heimerziehung, und ich glaube, dass die Zukunft des Heims nicht unwesentlich davon abhängt, ob es uns wieder gelingt, unsere Institutionen zu wirklichen Lebensgemeinschaften zu entwickeln, zu Lebensgemeinschaften zwischen Betreuten und Betreuern.»

VSA-Kurse, Seminare und Tagungen 1988

11.–15. Januar
Probstei Wislikofen

26./27. Januar
Bad Schönbunn

5. Februar
Krankenhaus Wülflingen

25.2., 10./17./24.3.
Romero-Haus Luzern

22.2. bis 31.10.
IAP, Zürich

8./9.3. [besetzt]
Mattli, Morschach

14.–16.3.
St. Stephanus, Rüschlikon

13.4., 5.5., 14.6.
Region Graubünden

21.4., 4.5., 15.6.
Region Bern

11.4.1988 bis 3.4.1989
Krankenhaus Wülflingen

26.4., 10./24. 5., 7./21.6., 5.7.
Alterswohnheim Wiedikon, Zürich

18./19.5.
Herisau

31.5., 1.6.
Franziskushaus Dulliken

2./3.6.
Bildungszentrum Einsiedeln

8.6.
AH Limmat, Zürich

22.6.
Paulus-Akademie, Zürich

22./29.8., 5./12./19./26.9.
Zentralschweiz

23.8., 21.9., 27.10.
Region St. Gallen

31.8., 7./14./21./28.9.
HPS Zürich

15./16. 9.
Paulus-Akademie, Zürich

1.9.
Paulus-Akademie, Zürich

2.–4.11.
St. Stephanus, Rüschlikon

8./9.11.

22./23.11.
Mattli, Morschach

24./25.11.
Nidelbad, Rüschlikon

Freiheit für den Widerspruch!
Seminarwoche mit Dr. Imelda Abbt

Der Chef als Vorbild
Seminar mit Pater Dr. Albert Ziegler

Lernveranstaltung mit der Instant Soft AG
(Wiederholung: 29.8., Ittigen BE)

Anthropologie der Sucht
mit Dr. med. Karl Heinz Bauersfeld (4 Nachmittage)

Einführung in die Arbeit mit Betagten im Heim
in Zusammenarbeit mit dem IAP (27 Montagvormittage)

Ich möchte an der Hand eines Menschen sterben
Dr. Imelda Abbt, Pfr. Klaus Dürig (Wiederholung)

Macht/Ohnmacht der Freiheit
8. Nidelbad-Arbeitsseminar für Frauen; Dr. Imelda Abbt

Helfen: Auf der Suche nach einer künftigen Anthropologie des Helfens. Dr. Imelda Abbt

Helfen: Auf der Suche nach einer künftigen Anthropologie des Helfens. Dr. Imelda Abbt

Das Begleiten von Langzeitpatienten
Dr. Imelda Abbt, Paul Gmünder (10 Tage)

Unsere Arbeit im Heute muss getragen sein vom Hören auf das Gestern und vom Blicken auf das Morgen
Leseseminar mit Dr. Imelda Abbt

VSA-Jahresversammlung:
Das Heim als kulturelle Geburtsstätte der Zukunft

«Das Recht auf Tötung ist etwas anderes als das Recht auf Sterben», 6. Praxis-Seminar;
Dr. I. Abbt und Dr. K. H. Bauersfeld

Kunst und Spiel in der Betreuung, 9. Einsiedler Forum
4. Malen und bildende Kunst; Dr. I. Abbt und Dr. H. Siegenthaler

Grundprinzipien des Arbeitsrechts
Adrian Brunner, Fürsprecher

Der Zeitgeist und die Postmoderne
Paul Gmünder, Dr. Imelda Abbt

Nur wo ein Mass ist, kann Vermessenheit sein
Leseseminar mit Dr. Imelda Abbt

Helfen: Auf der Suche nach einer künftigen Anthropologie des Helfens. Dr. Imelda Abbt

Fortbildungsseminar
mit HPS; Dr. Ruedi Arn, Dr. Imelda Abbt

Personalfragen im Heim
Seminar mit Werner Vonaesch, VSA

Wer perfekt ist, ist defekt; zur Psychohygiene des Helfers
Dr. iur. Heinrich Sattler

Macht/Ohnmacht der Freiheit
8. Nidelbad-Arbeitsseminar für Frauen, Dr. Imelda Abbt

Sterbehilfe – Patientenrecht
Fortbildungstagung für Altersheimleitung

Kommunikation mit Geistigbehinderten
Dr. J. Kaufmann, Dr. Imelda Abbt

Ausgewählte Probleme der Alters- und Pflegeheimleitung
mit Prof. Dr. Ernst Kilgus

Zukunft auch möglich bleibt, hängt davon ab, ob dort (wieder) ohne Schichtdienst gearbeitet wird und gearbeitet werden darf . . . » Lässt sich unter den Bedingungen, unter welchen wir heute unsere Institutionen führen, ein «Daheim» noch schaffen, lässt sich «Heimat» noch verwirklichen? Ohne Heimat aber, ohne ein Daheim, kann der Mensch nicht Mensch werden. Unter Heimat aber verstehe ich einen Ort, wo ich verstanden werde, einen Ort, wo ich auf- und angenommen werde wie ich bin, einen Ort, wo mich jemand liebt – vorbehaltlos und nicht nur professionell und stundenweise!

Die Verwandtschaft von Heim und Heimat

Heim, Heimerziehung, Erziehung im Heim: Der Begriff des «Heims», der *schillernde* Begriff des Heims hat mich immer wieder fasziniert, herausgefordert – aber auch nachdenklich gestimmt. Die Verwandtschaft von *Heim* und *Heimat* . . . In meinem Beruf suchte ich immer wieder von der Frage auszugehen: Ist mir an meinem Arbeits- und Lebensort wohl? Bin ich selber gerne dort, kehre ich immer wieder gerne dorthin zurück? Und wenn ich von mir spreche, meine ich auch meine Angehörigen, meine Kinder, meine Frau. Konkret: Ist das Heim, «mein» Heim ein Ort, der mir selber Heimat bedeutet, bedeuten kann?

Wenn ich im Heim nicht mehr daheim bin, wenn ich nur noch mit einem Fuss drin, mit halbem Herzen dabei bin, spüren das meine Angehörigen, spüren das aber auch die Mitarbeiter und nicht zuletzt die Kinder und Jugendlichen. Gerade kleinere Heimkinder wollen immer wieder wissen, ob man denn wirklich selber auch im Heim daheim sei. Mehrmals ist es schon vorgekommen, dass ihr Fragen nach *meinem* Daheim erst dann für sie befriedigend geklärt werden konnte, wenn sie sich *mein* Schlafzimmer, *mein* Bett, die Betten meiner Frau und meiner Kinder anschauen durften. Sie wussten dann wirklich, dass das, was von ihnen tagtäglich gefordert wird, nämlich im Heim daheim zusein, auch von den Erwachsenen, beziehungsweise von einem Teil der Erwachsenen – ich meine damit neben den Heimeltern in erster Linie die Erzieher, aber auch Lehrer, den Landwirt, den Abwart . . . –, praktiziert wird.

Wenn ich diesen Gedanken als These formulieren müsste, würde ich sagen:

Das Heim kann für den Zögling nur dann wirklich «Heim» sein, wenn es auch für den Mitarbeiter – und da schliesse ich den Heimleiter, die Heimleiterin, das Heimleiterhepaar ein – ein Daheim ist.

Um kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Natürlich machen wir den Begriff des Daheimseins nicht von der Anzahl der Nächte abhängig, die ein Mitarbeiter im Heim verbringt – soll ich sagen: im Heim verbringen muss?

Das Heim als lebendiger Organismus

Ich bin davon ausgegangen, dass wir Erwachsene uns im Heim zunächst wohlfühlen müssten – wohlfühlen nicht verstanden im Sinne von äusserer Sicherheit, Sicherung, sondern im Sinne einer *inneren Stimmigkeit*, im Sinne der Möglichkeit, sich im Heim kreativ entfalten zu können. Das Gegenteil davon wäre: bloss äusserliche, zutiefst unschöpferische Pflichterfüllung.

Arbeit, degradiert zur blossen Pflichterfüllung, bedeutet Tod. Die heutige Arbeitssituation bringt es ja im allgemeinen mit sich, dass die Mehrzahl der Menschen erst am Feierabend richtig zu «leben» beginnt, am Wochenende, in den Ferien.

Es ist dies eine in mancher Hinsicht verhängnisvolle Entwicklung.

Nun gehören wir im Heim aber grundsätzlich zu einer privilegierten Klasse von Arbeitenden, bei denen das *Tun selber* sinnvoll ist, sinnvoll sein kann. Wir haben es mit lebendigem «Material», mit Menschen zu tun. Fördern wir die Lebendigkeit, lassen wir uns durch die Lebendigkeit herausfordern? Lebendigkeit aber heisst, dass etwas in Bewegung ist.

Nun sind unsere Heime ja meist fertige Institutionen, an denen es kaum noch etwas zu verändern gibt – abgesehen von gelegentlichen Neubauten, die uns so lange belasten, als sie noch nicht mit behördlichem Segen eingeweiht wurden. Fertige Heime: alles ist da, ist gegeben, ist gebrauchsfertig, hat seine bestimmte, vorgeschriebene Funktion, ist zementiert. Es lässt sich nichts mehr ändern, verändern. Die «beste aller (möglichen) Welten» (Leibniz) hat im Heim ihren Niederschlag gefunden, hat sich im fertigen, perfekt ausgestatteten Heim verkörpert . . .

Aber eben: Ist Fertiges nicht gleichzeitig Totes oder zumindest nicht mehr Entwicklungsfähiges? Wie soll das Heim noch leben, wirklich leben, wenn alles bereits unveränderlich und unabänderlich gegeben ist und sich nicht oder kaum mehr verändern lässt? (Zwischenbemerkung: Glücklicherweise sind da noch die Kinder, die Jugendlichen, die das Nicht-Gegebene verkörpern. Sie zwingen uns immer wieder zu einer nicht immer willkommenen Dynamik.) Und mit dem «Gegebenen» meine ich nicht nur das Bauliche, das Architektonische. Ich meine damit auch: die Heimordnung, den Heimalltag, die Führungsstruktur, den Stil, das innere Konzept, die Regelung. *Lichtenberg* sagt in einem bissigen Aphorismus: «Es ist unglaublich, wieviel die Regeln verderben können, sobald einmal alles zu gut geregelt ist . . . »

Verstehen Sie mich recht: Ich möchte mich keineswegs zum Anwalt von bloss kurzlebigen Veränderungstendenzen machen, ich will keiner blinden Veränderungs- und Erneuerungswut das Wort sprechen. Ich meine aber, dass das Heim (wieder) als lebendiger Organismus verstanden werden muss, und nur der Organismus, nicht die Organisation, so perfekt sie auch funktionieren mag, ist etwas Lebendiges, Wachstümliches. Das heute überall mit Vorliebe verwendete Schlagwort vom «Nullwachstum» beinhaltet eine absurde, sich selbst aufhebende Vorstellung. Es gibt kein Null-Wachstum, auch im Heim nicht. Nullwachstum ist Stillstand, ist Tod. Leben ist Wachstum, das freilich nicht immer gegen aussen sichtbar wird. Aber jeder Wachstumsprozess kennt auch seinen Gegenpol: das Sterben. Es muss, wenn etwas neu entstehen soll, auch etwas sterben, absterben dürfen. Das gilt im Physischen, aber auch im Seelischen und Geistigen. Auch wir im Heim müssen bereit sein, überlebte Ordnungen, unfruchtbare Strukturen sterben zu lassen – mit all den schmerzlichen Begleitumständen, die ein Sterben verursacht . . .

Ich weiss nicht, ob es statthaft ist, das Dichterwort: «Was du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen» etwas pietätlos abzuwandeln in: «. . . erwirb es – soll ich sagen –, um es zu verändern»? Oder besser: «. . . erwirb es, um es zu wandeln, zu verwandeln»; «erwirb es, aber gib acht, dass dieses Erbe sich nicht vor lauter Besitzenwollen entwertet, in Asche und Staub auflöst . . . »

Veränderungen können weh tun, unangenehm und unbequem sein. Sie stellen liebgewonnene Sicherheiten in Frage; man kann sich nicht mehr im Äussern absichern, verliert (scheinbar) den Halt. Die traditionelle Ordnung trägt nicht mehr . . .

In einer Zeit, in der das Versicherungswesen zum Teil unsinnige Formen angenommen hat, in der wir alle uns so sehr um Sicherheit bemühen, kann man solche Gedanken als eine Zumutung empfinden!

Zwischenbetrachtung über das Unfertige in der Kunst . . .

In Zeiten allgemeiner (innerer) Verunsicherung klammert man sich um so krampfhafter an äussere Sicherungen. Der äussere Perfektionismus, auch im ganzen Sozialwesen, treibt Blüten . . .

Ueli Seiler vom Schlössli Ins sprach vor Jahresfrist in Chur vom Heim als von einem «sozialen Kunstwerk».

Moderne Kunstwerke lassen sich nicht ohne weiteres mit den grossen künstlerischen Schöpfungen der Vergangenheit, zum Beispiel der Renaissance, vergleichen. Sie tragen den Stempel unserer Zeit, einer Zeit der Verunsicherung, des Umbruchs, der Neubesinnungen und Neuorientierung. Sie fordern auch eine andere Betrachtungsweise heraus. Nicht von ungefähr hat der Kunsthistoriker Dieter Rudloff sein Buch über die moderne Kunstentwicklung mit den Worten «Unvollendete Schöpfung» betitelt. Damit will er ausdrücken: Moderne Kunstwerke sind nicht (mehr) einfach fertig. Im Gegenteil: Sie sind offen, fordern heraus, verlangen eine intensive Auseinandersetzung vom Betrachter. Dieser wird aufgerufen, seinen Teil zur Vollendung eines Kunstwerkes beizutragen. Es ist dies der zeitgemässe Aufruf: Die Schöpfung liegt nicht einfach fertig vor uns; der Mensch muss aktiv am Prozess der Ganzwerdung mitwirken. Dem Beuys'schen Ausruf: «Jeder Mensch ist ein Künstler», müssten wir also beifügen: «Jeder Mensch trägt (auch) die Möglichkeit zum ‚sozialen Künstler‘ in sich.» Dies zu betonen scheint mir im Zusammenhang mit unserem Tagungsthema wichtig: Neue Lebensgemeinschaften (im Heim) können aus eben dieser Einsicht entstehen, dass ein soziales Kunstwerk in unserer Zeit nur dann möglich wird, wenn jeder der daran Beteiligten – unabhängig von der Funktion, die er darin bekleidet – sich mitverantwortlich fühlt, an dieser neuen Ganzheit zu arbeiten, wenn er sich bewusst wird, dass es auf ihn und vor allem auf ihn ankommt, ob eine lebendige Gemeinschaft zustande kommt oder nicht. Dass ein solches Denken, ein solches Bewusstsein Konsequenzen nach sich ziehen muss bis in die Heimstruktur, liegt auf der Hand . . .

Ich war in den letzten Jahren wiederholt in Chartres, zum Teil mit meinen Mitarbeitern und Kollegen, zum Teil allein. Die *Kathedrale von Chartres* ist ja ein ganz besonderes, fast unfassbares Kunstwerk der Frühgotik. Wer sich in ihren Anblick und in ihre wechselvolle Geschichte vertieft, kommt aus dem Staunen nicht heraus: kaum ein Stein, der bloss zufällig gesetzt worden wäre, kein Mass und keine Proportion, die nicht eine tiefere harmonikale Bedeutung hätten. Ein Freund, der seit Jahren in Chartres lebt und sich wie kaum ein zweiter mit diesem «Wunder von Chartres» auseinandergesetzt hat, machte mich auf eine kunsthistorisch merkwürdige Tatsache aufmerksam: dass nämlich keine dieser grossen gotischen Kathedralen – Chartres nicht ausgenommen – je ganz fertig wurden. Alle haben sie so etwas wie eine «offene Wunde», eine oder mehrere Stellen, die zum Teil sogar bewusst offengelassen wurden und die es ermöglichten, am grossen Werk immer wieder weiterzubauen. Ja, es gehörte geradezu zur Tradition gewisser mittelalterlicher Bauhütten, dass jedes wichtige Gebäude einen unfertigen Teil, eine unfertige Ecke aufweisen musste – neben der Perfektion der übrigen Architektur. Aber diese unfertige Ecke war es, auf die

es in einem gewissen Sinne ankam: Sie stellte die Öffnung für die Zukunft dar, die offengelassene Möglichkeit, die Möglichkeit zum Weiterbauen, Umgestalten, Weiterdenken. Eine offene Ganzheit gewissermassen – vielleicht auch eine verletzliche Ganzheit –, jedenfalls eine wandlungs- und entwicklungsfähige Ganzheit, die neue Möglichkeiten einschloss, miteinbezog.

. . . und im Heim

Diese Tatsache hat mir spontan eingeleuchtet. Es will mir scheinen, es verberge sich dahinter ein «offenbares Geheimnis». Und dieses Geheimnis möchte ich auf unsere Heimsituation übertragen: Wir brauchen die offenen Ecken, die offengebliebenen Möglichkeiten, ja sogar offene Wunden. Wir brauchen den lebendigen Prozess, um nicht zu erstarren, um nicht zu «verbürgerlichen». Freilich: Auch ich weiss um die Schwierigkeit der Umsetzung solcher Gedankengänge, in einem System von äusseren Einschränkungen und Zwängen. Was lässt sich noch offenhalten, können wir fragen, wenn Instanzen ausserhalb des Heims über die Effizienz unserer Arbeit zu befinden sich anmassen, wenn wir gezwungen werden, die Zahl der notwendigen Mitarbeiterstellen zu Beginn des Jahres auf mindestens zwei Kommastellen genau ausrechnen, wenn wir gezwungen werden, Arbeitszeiten bis auf eine Minute genau festzulegen . . . Ich denke immer wieder: Lassen wir uns nicht zu sehr beeindrucken? – Lassen wir uns nicht zu sehr beeindrucken! Arbeiten wir an der Offenheit, denn nur durch sie wird Ganzheit – als Ziel – sichtbar. Hüten wir uns vor allzu fertigen Organisationen, die zwar statistisch erfasst und verglichen werden können, in denen sich aber Resignation und Überdross breit machen.

Ist Ihnen übrigens auch schon aufgefallen, dass das Wörtlein «fertig» in unserer Zeit eine merkwürdige Doppelbedeutung angenommen hat? Man macht eine Arbeit «fertig», hoffentlich gut fertig. Man ist fertig mit den Aufgaben, die es zu lösen gibt. Oder: Mein Vortrag ist bald fertig. Man kann aber auch, am Ende eines anstrengenden Tages, völlig «fertig» sein, das heisst zum Umfallen müde. Schlimmer noch: Jemand kann uns, wir können jemanden «fertig»-machen. «Er het mi fertiggmacht», oder: «Mach mi doch nid fertig!» Was drücken wir damit aus? Doch genau das Gegenteil von jenem edlen Fertigmachen im Sinne von Beenden. Wenn wir jemanden «fertigmachen», heisst das, dass wir nicht auf- sondern abbauende Kritik an ihm üben, dass wir ihn als Person gleichsam «demontieren». Er ist für uns erledigt, wir glauben nicht mehr an ihn, wir nehmen ihm aber auch die Möglichkeit, sich zu ändern.

Es drückt sich in dieser Doppelbedeutung das Janusköpfige des Begriffs des Fertigen aus. Wir sollen zwar eine angefangene Sache fertig machen, doch als Menschen sollten wir nie «fertig» sein. Einen Menschen in diesem zweiten Sinne «fertigmachen» verstösst gegen das Gebot, sich «kein Bildnis» zu machen. Es heisst auch: Denke nie, du habest eine Sache oder einen Menschen nun wirklich und endgültig «im Griff», du wissest nun wirklich, mit wem du es zu tun habest – weder bei Mitarbeitern noch bei Zöglingen noch bei sich selber. Lassen wir uns Raum, Spielraum, offene Möglichkeiten, Entwicklungsmöglichkeiten.

Und vor allem: Lassen wir uns selber nicht «fertigmachen» durch Umstände, Behörden, abschliessende Regelungen – auch wenn sie im Gewand von Ver-«ordnungen» auf uns zukommen. Kämpfen wir unbeirrt um den Spielraum, den alles Lebendige zu seiner Entfaltung braucht. Gehen wir das

Anthropologie der Sucht

mit Dr. med. Karl Heinz Bauersfeld / Dr. Imelda Abbt

Das Reden über Suchtprobleme orientiert sich an der äusseren Erscheinung süchtigen Verhaltens. Die vielfältigen Ursachen führen zur Fragestellung nach der Existenzweise des süchtigen Mitmenschen. Dabei kann die Frage nach dem Sinn der Sucht nicht überhört werden. Wir orientieren uns mit Referaten und Diskussionen auf der Grundlage reichhaltiger Informationen.

Angaben zur Person: Dr. med. K. H. Bauersfeld, Spezialarzt FMH für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie. Er befasste sich seit 1960 mit Sucht- und Drogenproblemen in der psychiatrischen Klinik, in Jugendheimen und in der ambulanten Tätigkeit als Schulpsychiater in Zürich. Seit 1972 ist er leitender Arzt des Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienstes des Kantons Luzern und seit 1980 ist er im Nebenamt als leitender Arzt der Drogenberatungsstelle des Kantons Luzern tätig. Als Psychotherapeut daseinsanalytischer Richtung hat er sich insbesondere auch mit anthropologischen Problemen der verschiedenartigsten Sucht-Phänomene befasst. Dr. Imelda Abbt ist seit 1978 hauptverantwortlich für die Fortbildung des VSA.

Kursort: 6006 Luzern, Romero-Haus, Bildungszentrum, Kreuzbuchstrasse 44 (ab Bahnhof SBB mit Bus Nr. 2 Richtung Würzenbach bis Haltestelle Brüelstrasse; erste Haltestelle nach «Verkehrshaus»).

Kursdauer: Vier Nachmittage, jeweils von 15.00 bis 18.00 Uhr.
Der Kurs ist für Interessierte aus der ganzen Schweiz zugänglich, kann aber nur en bloc besucht werden.

Kurstermine: Beginn 25. Februar 1988. Weitere Daten: 10., 17. und 24. März 1988.

Kurskosten: Fr. 120.- (inkl. Pausenkaffee)
9 % Ermässigung für MitarbeiterInnen von VSA-Heimen
3 % Ermässigung für persönliche VSA-Mitgliedschaft
12 % Ermässigung für MitarbeiterInnen von VSA-Heimen mit persönlicher VSA-Mitgliedschaft

Anmeldetalon (Anthropologie der Sucht)

Name, Vorname

Name und Adresse des Heims (PLZ, Ort)

Datum, Unterschrift

VSA-Mitgliedschaft des Heims ☐ Persönliche VSA-Mitgliedschaft ☐

Der Anmeldetalon ist ausgefüllt bis spätestens 17. Februar 1988 einzusenden

Wagnis zu unfertigen Heimen, zu unfertiger Pädagogik, zu unfertiger Lebensführung ein. Denn wenn das Heim, die Pädagogik, wenn wir selber einmal fertig sind: Was gibt es da noch zu tun an Lebenswertem, an Kreativem, an Aufbauendem? Wir würden degradiert zu bloss noch Ausführenden, zu blossen – zwar vielleicht gutbezahlten – Söldnern.

Die Mündigkeit der Mitarbeiter im Heim

Das Heim also zunächst als Ort der Unsicherheit, der offenen Möglichkeiten, der Verunsicherung. Was ist durch diesen Verlust eines Teils der äusseren Sicherheit – zunächst einmal einstellungsmässig – gewonnen?

Hier komme ich nicht darum herum, eigene Erfahrungen einzuflechten, aber auch von eigenen Wandlungen zu berichten, wie sie sich mir in meiner Arbeit im Heim ergaben.

Eine *erste* Einsicht war die, dass der Heimleiter/das Heimleiterehepaar das Heim nicht allein, im Alleingang auf die Dauer zu tragen vermag. Wir sind auf wirkliche *Mitarbeiter*, nicht bloss auf *Personal* angewiesen. Was nützt es, wenn wir in der «Chefetage» Entschlüsse fassen und diese zur Durchführung weitergeben, wenn wir nicht wissen, ob sich unsere sogenannten Mitarbeiter mit diesen Entschlüssen auch wirklich identifizieren können?

Es wurde uns bewusst, dass man in unserer Arbeit Beschlüsse immer nur *mit* Menschen, nicht *gegen* Menschen fassen kann, sofern man voraussetzen bereit ist, dass es sich bei den Mitarbeitern um prinzipiell mündige Menschen handelt. Eine solche Voraussetzung ist freilich unumgänglich; sie will aber nicht nur Theorie bleiben, sie will Praxis werden. Mündigsein heisst in unserem Zusammenhang: Man ist fähig, an Entscheidungsprozessen mitzuarbeiten; man ist aber auch bereit, die Konsequenzen mitzutragen. Denn nicht wahr: Man kann ernstlich nur Entschlüsse fassen mit Menschen, die wirklich bereit sind, die Folgen dieser Entschlüsse auf sich zu nehmen...

Eine *zweite* Einsicht war die, dass es uns nur dann möglich wäre, der Heimarbeit die Treue zu halten, wenn es gelingen würde, den Gemeinschaftsgedanken im Heim zu wecken und schrittweise zu verwirklichen.

Das Werden der Lebensgemeinschaft Heim

Im altchinesischen Weisheitsbuch *IGING* werden 64 archetypische Lebenssituationen beschrieben. Die Chinesen benutzten das Buch auch zu Orakelzwecken. Eine dieser Situationen ist überschrieben mit *FU*, die *WIEDERKEHR* oder *WENDEZEIT*. Der Begriff «Wendezeit» lieferte übrigens den Titel zu *Fritjof Capras* Erfolgsbuch. Der Kommentar zu diesem *FU*-Zeichen könnte für die heutige Zeit verfasst worden sein. Ich zitiere:

«Nach einer Zeit des Verfalls kommt die Wendezeit. Das starke Lichte, das zuvor vertrieben war, tritt wieder ein. Es gibt Bewegung. Diese Bewegung ist aber nicht erzwungen... Es ist also eine natürliche Bewegung, die sich von selbst ergibt. Darum ist die Umgestaltung des Alten auch ganz leicht. Altes wird abgeschafft, Neues wird eingeführt, beides entspricht der Zeit und bringt daher keinen Schaden. Vereinigungen von Gleichgesinnten bilden sich. Aber dieser Zusammenschluss vollzieht sich in voller Öffentlichkeit, er entspricht der Zeit, und darum ist jedes egoistische Sonderbestreben ausgeschlossen... Die

Wendezeit ist im Naturlauf begründet. Die Bewegung ist kreisförmig. Der Weg ist in sich geschlossen. Darum braucht man nichts künstlich zu überstürzen. Es kommt alles von selber, wie es an der Zeit ist. Das ist der Sinn von Himmel und Erde...

Meine Frage: Ist nicht das Heim als soziales Gebilde geradezu prädestiniert, nach neuen Formen des Zusammenlebens zu suchen, eine neue Art von Lebensgemeinschaft zu begründen, zu verwirklichen?

Man verstehe mich recht: Auch ich misstrauere manchen modernen Versuchen, durch sogenannte Lebens- oder Wohngemeinschaften der Enge der Kleinfamilie zu entinnen. Was mit grossem Enthusiasmus und Einsatz beginnt, endet häufig in Ernüchterung – Folge von Egoismen, Empfindlichkeiten, enttäuschten Erwartungen. Warum wollen solche Experimente nicht gelingen? Doch wohl deshalb, weil ihnen auf die Dauer die gemeinsame Idee, das gemeinsame Tun «an etwas» fehlt...

Wenn ich trotzdem ein Verfechter der (fast) vergessenen Idee der Lebensgemeinschaft im Heim bin, so deshalb, weil es im Heim niemals um die Gemeinschaft an sich geht, sondern um eine Gemeinschaft, die sich klar einer bestimmten Aufgabe verpflichtet weiss, eine Gemeinschaft, die sich freiwillig zusammenfindet, um miteinander Schritte zu versuchen, die es ermöglichen, eine tragfähige Basis für unsere Zöglinge zu schaffen. Allerdings: Auch die Lebensgemeinschaft Heim «ist» nicht einfach, stellt sich nicht ohne weiteres ein. Sie kann immer nur werden, im Werden begriffen sein. Auch sie ist anfällig für die oben erwähnten Schwächen und Unvollkommenheiten. Sie lebt aber vom guten Willen, der Einsicht und dem täglichen Einsatz aller an ihr Beteiligten.

Äussere und innere Bedingungen für die Lebensgemeinschaft Heim

Die Lebensgemeinschaft Heim kann nur entstehen und bestehen, wenn gewisse *äussere* und *innere* Bedingungen erfüllt sind. Diese allerdings scharf voneinander zu trennen, ist nur in der Theorie einigermaßen möglich. In der Praxis durchdringen sie sich.

Beginnen wir mit den *äusseren* Bedingungen. Sie sind zwar, obschon wesentlich, weniger entscheidend als die inneren, dafür lassen sie sich besser formulieren.

Mitarbeiter wohnen im Heim

Es ist für mich selbstverständlich, dass die Lebensgemeinschaft Heim es notwendigerweise mit sich bringt, dass ein grosser Teil der Mitarbeiter im Heim wohnt. Hier taucht eine erste Schwierigkeit auf: das *Wohnproblem*.

Als meine Familie und ich vor bald 17 Jahren im Weissenheim, Bern, einzogen, stand der neuen Heimleiterfamilie zwar eine geräumige, schöne Wohnung zur Verfügung – aber es war die einzige Wohnung im ganzen Heim. Natürlich wohnten damals noch weitere Mitarbeiter im Heim: junge Erzieherinnen, die Köchin, der ledige Landwirt. Aber es war damals offenbar noch selbstverständlich, dass ein kleines Zimmerchen genügen musste, um die persönlichen Bedürfnisse der Mitarbeiter zu befriedigen. Sie blieben in der Regel ja ohnehin nicht lange. Zudem sollte offenbar auch äusserlich dokumentiert werden, dass «dienende Berufe» sich eigener Bescheidenheit zu befehligen hätten... Nun, es kamen bald andere Zeiten. Die Erzieherausbildung wurde zur Zweitausbildung – ein

Beruf, den auch Männer immer häufiger ergriffen (als Vorsteher eines damaligen Mädchenheims eine Vorstellung, die schlaflose Nächte bereiten konnte!).

Die neue Erziehergeneration war also beim Heimeintritt (sofern sie überhaupt eintrat!) wesentlich älter, ja zum Teil schon verheiratet und mit eigenen Kindern gesegnet. Diese Leute scheuten sich auch kaum mehr, ihre eigenen, legitimen Bedürfnisse anzumelden. Viele von ihnen lebten in einer ständigen Zerreißprobe zwischen den Heimansprüchen und denjenigen der eigenen Familie (oder auch der «persönlichen Entwicklung»). War das Dilemma überhaupt zu lösen? War es nur lösbar auf Kosten der Kinder im Heim: kürzere Arbeitszeit, mehr Erzieher? . . . Wir versuchten, einen anderen Weg einzuschlagen. Mit etwas Phantasie und kleinen baulichen Veränderungen gelang es uns, für einzelne Erzieherpaare wohnungsähnliche Verhältnisse zu schaffen – ohne allzugroßen finanziellen Aufwand übrigens, da unsere Geldgeber (Fürsorgedirektion, IV) noch heute davon ausgehen, dass *eine Wohnung* pro Heim den allgemeinen Bedürfnissen gerecht werde.

Keine Trennung von Arbeits- und Lebensraum

Nun, ich will nicht länger bei Einzelheiten bleiben. Wichtig ist mir aber zu betonen, dass sich, auch unter diesen zum Teil sehr provisorischen Verhältnissen, Erzieher einfanden, die das Abenteuer «Lebensgemeinschaft» auf sich zu nehmen gewillt waren. Und es waren und wurden gute Mitarbeiter; ihre Bereitschaft, Arbeit und Freizeit nicht mehr säuberlich mit dem Rechenschieber zu trennen, sondern das Heim als Arbeits- und Lebensraum zu bejahen, hat sich bewährt. Im Laufe der Jahre wurde die Zahl der Familien, die auch im Heim wohnten, grösser; neben den 30 Heimkindern zählen wir im Moment 16 Mitarbeiterkinder. Es wäre gerechtfertigt, einmal ein Loblied auf die Mitarbeiterkinder anzustimmen. Ich habe sie immer wieder als eine ausserordentliche Bereicherung empfunden; die Durchmischung mit den Heimkindern brachte uns unzählige positive Erlebnisse («Kinder erziehen Kinder»; Pestalozzi, Stanserbrief). Wir wollen auch nicht übersehen, dass für viele Mitarbeiterkinder das Aufwachsen im Heim nicht nur Überforderung, sondern auch ebenso sehr eine Chance bedeutet . . .

Ich habe meine Mitarbeiter auch immer wieder ermuntert: Bringt eure Freunde und Bekannten ins Heim, lasst sie teilnehmen an eurer Arbeit, an eurem Leben. Sucht auch Wege, eure persönlichen Hobbies im Heim zu verwirklichen. Platz hat's genug, unbenutzte Räumlichkeiten ebenfalls. Lasst die Heimkinder und die eigenen soweit es geht an euren Freizeitbeschäftigungen teilnehmen. Erziehung, vielleicht sogar die wirksamste Erziehung, kann auch «nebenbei» geschehen!

Wenn ich abends durchs Heim gehe, sehe ich noch spät in vielen Mitarbeiterzimmern und -wohnungen das Licht brennen. Auch in der Werkstatt wird noch gebastelt und geschreinert. Aus einem entlegenen Raum dringen die Töne eines Instruments. Ich weiss, was es für Kinder bedeutet, wenn ihre Erzieher unter dem gleichen Dach wohnen!

Sich im gemeinsamen Tun verbunden fühlen

Eine Lebensgemeinschaft kann nur dann entstehen und wachsen, wenn man viel gemeinsam *tut*. Man kann natürlich einwenden, jedes Heim zeichne sich durch gemeinsames Tun aus – Ergebnis der gemeinsamen Bemühung um die Zöglinge. Unter gemeinsamem Tun verstehe ich jedoch mehr. Ich meine gemeinsame Tätigkeiten, die vorerst nur mittelbaren Bezug

zum Pädagogischen haben. Ich zähle auf: gemeinsames Singen, Musizieren, gemeinsames Theaterspielen. So versuchen wir zum Beispiel jedes Jahr, unseren Kindern ein von uns Erwachsenen erarbeitetes Stück – ein Märchenspiel, ein Weihnachtsspiel – zu «schenken». Das gemeinsame Üben beinhaltet unvergessliche Erlebnisse; sich den Kindern auf der Bühne in einer bestimmten Rolle zu präsentieren, schafft Verbindungen besonderer Art. Ich meine aber auch: gemeinsames Arbeiten mit den Händen in Kursform, wobei wir versuchen, dass ein Mitarbeiter selber, der sich auf einem besonderen Gebiet eine gewisse Meisterschaft erworben hat, sein Wissen oder Können an die Gemeinschaft weitergibt. Plötzlich wird der Erzieher zum «Dozenten», zum Werklehrer; seine Schüler sind die Heimlehrer, die Heimeltern, die Kollegen. Wir haben gemeinsam gemalt, gesponnen und gewoben, geschreinert und gekorbt, getanzt und gekocht.

Durch gemeinsame Reisen suchen wir unseren kulturellen Horizont zu erweitern. Wir waren zusammen (in den Ferien) in Mailand, in Ravenna, in den Pyrenäen, in Chartres; wir bereisten gemeinsam die oberschwäbischen Barockkirchen. Wir folgten den Spuren eines *Pestalozzi*, *Gotthelf*, *Bruder Klaus*, *Oberlin* . . . Selbstverständlich werden diese Reisen und Exkursionen gemeinsam geplant und vorbereitet, wobei nicht etwa der Heimleiter immer die Initiative zu ergreifen braucht. Allerdings: Er soll, wenn immer möglich, dabei sein, mitmachen . . .

Welches sind nun aber die *inneren* Bedingungen, die eine Lebensgemeinschaft fördern, nähren?

Diese sind naturgemäss schwieriger zu formulieren, sie sind subtiler. Und oft liegen sie jenseits des Sag- und Mitteilbaren. Immerhin, der Versuch, sie zu umschreiben, soll gewagt werden, denn sie sind es ja eigentlich, die das Fundament einer Lebensgemeinschaft im Heim darstellen. Denn, wie ich gesagt habe: Eine Gemeinschaft besteht nie; im besten Falle ist sie im Werden begriffen. Und wenn man einmal meint, sie zu «haben», so entgleitet sie einem zwischen den Händen. Sie ist auch nicht einfach äusserlich machbar; sie lässt sich nicht in Rezepte fassen.

Auf dem Wege sein zu einem gemeinsamen Menschenbild

Ein Grundsätzliches: Ich bin überzeugt, dass jedem Bemühen um echte Gemeinschaft ein Bemühen um ein tragfähiges Menschenbild voraus- und parallelgehen muss. Ich hüte mich, zu sagen, ein abgerundetes Menschenbild sei eine der Voraussetzungen echter Gemeinschaft. Ich meine, dass es vielmehr am Wege selber liegt, dass dem «Auf-dem-Wege-Sein» zentrale Bedeutung zukommt. Es hat einmal jemand sehr zu Recht gesagt: «Wer genau weiss, wie alles werden soll, ist lebensgefährlich für die Gemeinschaft.» Ich denke auch, dass es zunächst nicht so entscheidend ist, wonach sich eine Gemeinschaft orientiert, aber *dass* sie sich zu orientieren versucht – spirituell, geistig –, scheint mir wesentlich. Und in diesem Suchen, diesem Sich-Ausrichten kommt sicher dem Heimleiter – unter anderem dank seiner Kontinuität – entscheidende, richtungsweisende Bedeutung zu.

Ich kann es mir hier nicht versagen, ein paar Quellen zu nennen, aus denen ich persönlich, aber auch wir als Heim-Gemeinschaft geschöpft haben und immer neu schöpfen.

In bezug auf ein tragfähiges Menschenbild komme ich persönlich nie um *Pestalozzi* herum. Sein «Stanserbrief» begleitet uns seit Jahren, und seine «Nachforschungen» stellen, wie mir scheint, immer noch ein unausgeschöpftes und unausschöpfbares philosophisches Reservoir dar. Auch *Rudolf*

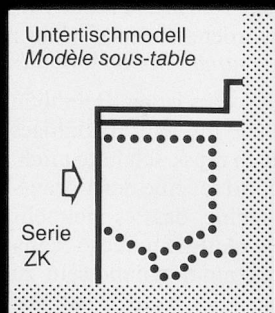
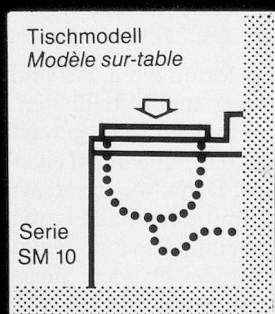
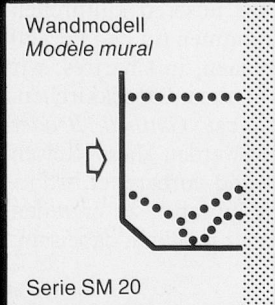


Das vollständige Programm für den modernen Ausgussraum

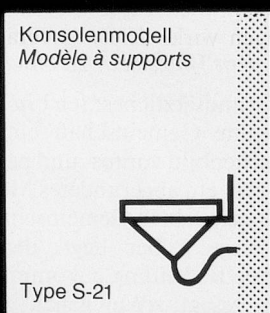
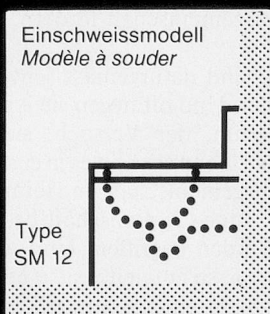
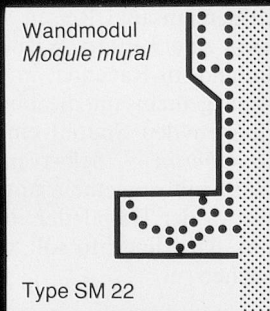
SIC

Le programme complet pour le local vidoir moderne

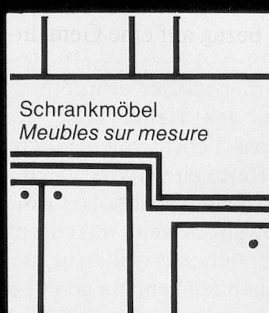
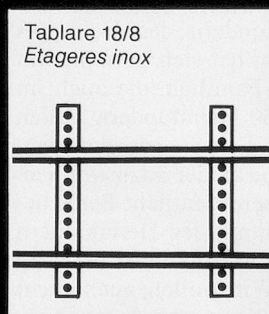
Beckenspülautomaten *Appareils lave-vases*



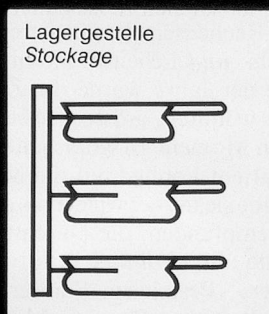
Ausgüsseinheiten *Vidoirs*



Kombinationen *Combinaisons*



Zubehör *Suppléments*



Der moderne Ausgussraum muss hohe Anforderungen in Bezug auf rationellen Arbeitsablauf, Hygiene, Qualität und Zuverlässigkeit erfüllen. Dabei muss eine gute Lösung immer an die örtlichen Gegebenheiten angepasst sein.

Als schweizer Hersteller sind wir in der Lage auf Ihre Wünsche einzugehen. Dabei ermöglicht unsere grosse Erfahrung und ein komplettes Produktsortiment die umfassende und objektive Beratung. Stellen Sie uns auf die Probe – wir freuen uns auf Ihre Anfrage.

Le local vidoir moderne doit répondre aux hautes exigences de rationalité, d'hygiène, de qualité et de sûreté. En outre une bonne solution doit toujours s'adapter aux données locales.

Comme producteur suisse, nous sommes en mesure d'aller à la rencontre de vos souhaits. Notre expérience et notre gamme complète de produits nous permettent de vous conseiller objectivement et intégralement. Mettez-nous à l'épreuve, nous nous réjouissons d'être à votre service.

SIC

SIC AG
Wartenbergstrasse 15
4020 Basel
Telex 62640
Telefon 061/419784

Steiner wissen wir uns, vor allem im pädagogischen und heilpädagogischen Bereich, verpflichtet. Darüber hinaus haben uns gerade seine Gedanken und Ideen zur Gemeinschaftsbildung mitgeprägt. Das Weissenheim ist kein im üblichen Sinne anthroposophisches Heim; es ist eher eine behäbige, wenn auch nicht unkämpferische berndeutsche Version anthroposophischer Gedanken, wie wir sie etwa im Werk *Friedrich Eymanns* finden, die unsere «Heimphilosophie» mitbestimmt. Auch das Werk *C.G. Jungs* hat mich seit Jahren begleitet und nicht zuletzt – als relativ neue, aber beglückende Entdeckung – die Kulturphilosophie *Jean Gebbers*.

Das nicht-bewertende Interesse am andern Menschen

Rudolf Steiner weist darauf hin, dass eine wichtige Voraussetzung jeder Gemeinschaft darin besteht, dass sich ein Mensch für den anderen zu interessieren beginnt, gleichsam an ihm erwacht. Zitat: «Der Mensch will an Seele und Geist des anderen Menschen erwachen.» Das heisst, das Interesse am anderen Menschen darf sich nicht nur auf seine Arbeitsleistung beziehen, sondern es muss an seinem Menschsein, an seiner geistigen Biographie erwachen. Damit meine ich gerade nicht ein analysierendes Grübeln in der Lebensgeschichte eines jeden, sondern ein nicht-bewertendes Interesse, das den einzelnen aus seiner Vereinzelung und Isolierung heraushebt und in meinen Augen einmalig, unverwechselbar macht. Eine Erzieherin sagte mir nach unserer letzten gemeinsamen Ravenna-Reise: Es ist für mich erstaunlich, wie sehr man sich auf einer solchen Reise näher kommt, wieviel besser man sich kennenlernt, auch wenn man vorher Jahre miteinander gearbeitet hat.

Ich will nicht ungerecht sein: Ich weiss, wie unendlich viel echtes Interesse und tiefe Anteilnahme in unseren Heimen unseren Schützlingen entgegengebracht wird. Vergessen wir darüber aber nicht häufig die Erwachsenen – oder haben wir einfach keine Zeit für die Mitarbeiter? Es liegt auf der Hand, dass in einer solchen Sicht der Gemeinschaft sich zum Mitarbeiter so etwas wie ein Freundschaftsverhältnis einstellen wird. Man sagt sich «Du» – vom Praktikant bis zum Heimleiter, auch wenn dieser vertraulichen verbalen Umgangsform nach kein Gütezeichen in bezug auf eine Gemeinschaft zukommt. Vielleicht trifft das Wort «Freundschaft» den Sachverhalt nur ungenau. Es ist gleichzeitig mehr und weniger als ein Freundschaftsverhältnis. Eine Lebensgemeinschaft ist so etwas wie eine «Schicksalsgemeinschaft». Je länger man zusammen arbeitet und lebt, desto schwerer fällt es zu glauben, man sei ganz «zufällig» zusammengewürfelt. Entsprechendes gilt übrigens auch in bezug auf die Heimkinder.

Ist die Lebensgemeinschaft Heim überhaupt leitbar?

Es wird sich nun die Frage stellen: Ist ein Heim, wo versucht wird, nach diesen Gesichtspunkten zu arbeiten, überhaupt noch leit- und «regierbar»? Schliesslich hat jedes Heim seinen Heim-Leiter, der für die Heim-Führung die Verantwortung trägt!

Es dürfte klar sein, dass unter den geschilderten Voraussetzungen nach Führungs- beziehungsweise Strukturierungsmodellen gesucht werden muss, die den Gemeinschaftsgedanken fördern.

Das hierarchisch-patriarchale Führungsmodell

Wenn wir in der Geschichte der Heimerziehung zurückblättern, werden wir finden, dass das hierarchisch-patriarchale Führungsmodell die Heimgeschichte wohl am nachhaltigsten

geprägt hat. Dieses Modell hatte zweifellos seine Bedeutung und seine grossen Verdienste. Es stellte gewissermassen das Pendant zur alttestamentlichen «Du sollst»-Gesinnung oder -Philosophie dar. Der Heimleiter wusste, befahl. Das Personal führte aus. Natürlich bemühte der Heimleiter sich immer wieder, nicht nur zu befehlen, sondern in echt pestalozzischem Sinne vorzuleben, Beispiel zu sein. Aber er verkörperte doch das Heimgewissen, und ein mehr oder weniger ausgesprochenes Gefälle war unverkennbar. Noch 1970, bei meinem Stellenantritt im Weissenheim, spiegelte sich dieses Gefälle am Mittagstisch drastisch wider: Oben sass, ganz selbstverständlich, der Heimleiter mit seiner Familie. Dann, klar abgestuft, die Lehrer, die Erzieher, die Gehilfen, der Landwirt und das übrige Personal. Keinem wäre es eingefallen, diese «gottgewollte» Ordnung zu durchbrechen. Heute hat sich dieses Rangordnungsdenken in den meisten Heimen gottseidank überlebt; sie spiegelt sich nur noch, versteckter, in den Lohnklassen wider.

Heim – Demokratie

Ich denke, dass der hierarchische Führungsstil – sofern diese Hierarchie an eine Person oder eine Personengruppe gebunden ist – sich heute nicht mehr eignet, eine Lebensgemeinschaft, die Lebensgemeinschaft Heim zu begründen und lebendig zu erhalten. *Rudolf Steiner* sagte einmal: «Die Predigt atomisiert die Gemeinschaften.» Der Platz des Heimleiters ist nicht mehr – im übertragenen Sinn – die Kanzel. Er muss sich zu seinen Leuten in die Bänke des Kirchenschiffs setzen. Also Demokratie, Heimdemokratie? Auch dieses Modell, konsequent angewandt, befriedigt mich nicht. Zu häufig endet Demokratie in einem fruchtlosen, heillosen, endlosen Diskutieren, nähert sie sich der Anarchie. Wie weiter, wenn alle Meinungen in schönster Auslegeordnung vor uns liegen? Wer wagt noch einen Schritt, wenn niemand niemandem mehr nahetreten darf, ohne dessen Psyche empfindlich zu gefährden oder zu schädigen? Lähmt so verstandene Demokratie nicht alle Entwicklung, verhindert sie nicht vor lauter «wenn» und «aber» jede Bewegung und Veränderung? Im Zusammenhang mit den demokratischen Volksabstimmungen habe ich einmal einen bitterbösen Kommentar gelesen: «Wenn Volksabstimmungen wirklich etwas verändern würden, wären sie längst abgeschafft.»

Was bleibt? Gibt es überhaupt so etwas wie ein «Lebensgemeinschaftsmodell»?

Das «föderalistische» Gemeinschaftsmodell

Es ist klar, dass das Gespräch, das Miteinander-Sprechen, die Transparenz Grundvoraussetzungen für die Lebendigkeit einer wirklichen Gemeinschaft sind. Ich weiss nicht, ob es mir gelingen wird, unser Lebensgemeinschaftsmodell einleuchtend zu skizzieren. Wir haben das Modell aus Ermangelung eines anderen Begriffs ein «föderalistisches» genannt. Was verstehen wir darunter?

Ich muss mich eines Bildes bedienen. Der lange, schmale Tisch, an dessen Kopfende der Heimleiter sitzt und, funktionsmässig abgestuft, auf den Breitseiten die Mitarbeiter ihre Plätze bezogen haben – über die Qualität der Stühle will ich mich hier nicht auslassen! –, erinnert mich an den patriarchalen Führungsstil. – Eine lange, gerade ausgerichtete Stuhlreihe, gleichwertig jeder Platz: das Bild einer demokratischen Ordnung. Jeder argumentiert, sicher gescheit, versucht den anderen zu überzeugen, aber niemand hört zu, weil alle mit sich selber beschäftigt sind... Die Demokraten im Saal mögen mir bitte verzeihen!

Für eine föderalistische Gemeinschaft stelle ich mir einen runden Tisch vor. Auch wenn an diesem Tisch prinzipiell alle Plätze gleichwertig, «demokratisch» sind, so zwingt die runde Anordnung der Stühle die einzelnen Menschen doch, sich gegenseitig wahrzunehmen, sich in die Augen zu schauen. Ein solcher Tisch hat an sich kein «oben» oder «unten», aber – und hier komme ich zu dem meiner Meinung nach entscheidenden Punkt – *je nach Sachfrage ergibt sich eine Hierarchie der Plätze*. Wenn es um Fragen der Schule geht, um neue Lehrmittel, Methoden, um Übertritte usw., so werden die Lehrer gewissermassen die Position des Vorsitzenden zu übernehmen haben. Natürlich müssen sie alle begründet informieren, Red und Antwort stehen, aber wenn es darum geht, einen Entschluss zu fassen, so ist ihre Stimme gewichtiger als diejenige der übrigen Mitarbeiter. In anderen Sachfragen befindet sich ganz klar der Erzieher am imaginären oberen Tische: in Fragen des Gruppenlebens, der Elternkontakte, der Freizeitgestaltung zählt seine Stimme mehr als diejenige der Köchin, der Therapeutin. Hinwiederum wird in Dingen der Eßsaal- oder Kücheneneinrichtung, der Verpflegung die Köchin ein gewichtiges Wort zu sprechen haben . . . Ich meine, Beschlüsse dürften nur so gefasst werden, dass diejenigen, die von der Konsequenz dieser Beschlüsse in erster Linie betroffen sind, das heisst, diese Beschlüsse durchzuführen haben, entscheidend mitzubestimmen haben.

Und der Heimleiter? Es gibt sicher in Heimfragen Situationen, wo sogar er an diesem entscheidenden Platz zu sitzen hat – und dann soll er es tun, ohne Scheu und mit der nötigen Klarheit. Ich meine aber, der Heimleiter wäre in erster Linie dazu da, den einzelnen Mitarbeitern zu ihrem Recht zu verhelfen, indem er ihnen Gehör verschafft, sie immer wieder ermuntert, ihre Meinung vorzutragen und zu vertreten. Natürlich soll und darf er mitreden; er darf wohl auch seine Erfahrung ins Spiel bringen, aber er darf nicht verunmöglichen, dass die Mitarbeiter eigene Erfahrungen sammeln können.

Vertrauen und Verantwortung

Die neue Lebensgemeinschaft Heim kann sich nur in einer Atmosphäre recht verstandener Freiheit entfalten, in einer Freiheit «für» und nicht «gegen» oder «von» etwas. Und der Heimleiter hat über diesen Freiraum, den alle Heimmitarbeiter wie das tägliche Brot brauchen, zu wachen. Denn dieser Freiraum ist zugleich Vertrauens- und Verantwortungsraum des einzelnen. Ich bin immer wieder erstaunt, wieviel Verantwortung unsere Leute zu tragen bereit sind, wenn man ihnen das notwendige Vertrauen schenkt. Und wenn es einmal zu einem «Unfall» kommt, zu einer Situation, in der sich zeigt, dass sich der einzelne zuviel zugemutet hat und die Konsequenzen nicht allein zu tragen imstande ist, so sollte der Heimleiterrücken breit genug sein, um mitzutragen, ohne gleich den Drohfinger zu erheben. Geistiges Leben – und eine wirkliche Lebensgemeinschaft lebt vom Geistigen her – kann sich nur in der Freiheit entfalten.

Vor ein paar Wochen hatte ich in Bern vor Jugendpsychologen und Kinderpsychiatern das «Weissenheim» vorzustellen. In der anschliessenden Diskussion tauchte dann die Frage auf: Und die Probleme mit den Mitarbeitern? Davon haben Sie gar nichts erwähnt . . . Ich musste mich besinnen. Wirklich, ich hätte Mühe, ihnen Probleme mit Mitarbeitern aufzutischen, die nicht auch *meine* Probleme wären. Sind nicht die Mitarbeiter letzten Endes so gut, so vertrauenswürdig, wie ich es selber bin?

Verstehen Sie mich bitte recht: Wir leben und erleben keine Idylle, auch wir haben unsere Knörze und Schwierigkeiten. Auch wir müssen immer wieder mühsam lernen, die auftauchenden oder bestehenden Probleme in ihrer wahren Natur zu erkennen, um mit ihnen auf – wenn möglich – menschenwürdige Weise umzugehen. Eine Lebensgemeinschaft ist, wie ich bereits mehrmals erwähnte, eine äusserst ungesicherte, leicht verletzliche Form des Zusammenlebens. Und doch: Unsere Erfahrungen sind ermutigend. Wir versuchen, uns gegenseitig wahr- und anzunehmen, mit all unseren Ecken und Kanten. Da wir diese aber als zu unserer Individualität gehörend betrachten, versuchen wir auch, sie zu akzeptieren. Und mir scheint, dass wir, alles in allem, doch recht fröhlich leben.

Mut zur Heimerziehung!

Ich komme zum Schluss.

Es ist nicht unbedingt meine Art, jemanden überzeugen zu wollen, schon gar nicht eine so grosse Fach-Gemeinde. Dass Sie mir zugehört haben, freut mich. Obwohl vieles ungesagt bleiben musste – aus Zeitmangel, aus persönlichem Unvermögen oder weil es sich nicht in Worte fassen lässt –, hoffe ich doch, Ihnen nicht nur einfach «neuen Wein in alten Schläuchen» vorgesetzt zu haben. Was ich wollte, war dies: zu zeigen, dass es sich lohnt – in der heutigen Zeit mehr denn je lohnt –, sich Gedanken zu machen über «den fast vergessenen Gedanken der Lebensgemeinschaft in der Heimerziehung» und dass die auf diesem Wege gemachten Erfahrungen, auch wenn sie noch ganz anfänglich sind, den Schauplatz Heim zu einem spannenden, lebendigen Lebensraum machen.

Es braucht in der heutigen Zeit Mut zur Heimerziehung, und ich glaube, dass – in aller Bescheidenheit sei dies gesagt – die Zukunft des Heims nicht unwesentlich davon abhängt, ob es uns wieder gelingt, unsere Institutionen zu wirklichen Lebensgemeinschaften zu entwickeln, zu Lebensgemeinschaften zwischen Betreuten und Betreuern.

Denken Sie auch schon an den nächsten Sommer?

Mitten im Winter müssen wir daran denken und unser

Lager für geistig und körperlich behinderte Erwachsene

planen. Im Jahr 1988 führen wir dies vom **16.–30. Juli** in **Hasliberg** (Berner Oberland) durch. 22 behinderte Frauen und Männer finden dort 14 Tage Erholung in einer neuen Umgebung, während ihre Eltern sich ebenfalls entspannen können. Für diese Zeit suchen wir:

einen Lagerleiter / eine Lagerleiterin
Begleiterinnen
2 Köche/Köchinnen

Weitere Auskünfte erteilen Ihnen gerne: Werner Good oder Bernhard Krapf, **Caritas Aargau**, Feerstr. 2, 5001 Aarau, Tel. 064 22 90 90.